



Georg Langenhorst | Augsburg

geb. 1962, verheiratet, 2 Kinder, Professor für
Didaktik des Kath. Religionsunterrichts/Religions-
pädagogik an der Universität Augsburg

georg.langenhorst@kthf.uni-augsburg.de

Fortschreibungen mystischer Poesie

Die Dichter Christian Lehnert und Andreas Knapp

Christliche Poesie fristet ein Schattendasein. Gewiss, in vergangenen Epochen waren Gebet und Gedicht eng verschwistert, unlösbar verbunden, in Form und Inhalt kaum voneinander zu trennen. Doch diese Gemeinsamkeiten hatten sich spätestens im 20. Jh. radikal gelöst. Zwar wurde weiterhin Lyrik aus christlichem Geist verfasst, diese richtete sich aber immer mehr an den kleinen Kreis eines rein binnenkirchlichen Lesepublikums. Und die Dichter(innen), die sich um eine Fortschreibung christlicher Poesie bemühten? J. H. Claussen stellt nüchtern fest: „Außerhalb der Kirche käme kaum jemand auf den Gedanken, sie zu den bedeutenden Lyrikern des vergangenen Jahrhunderts zu zählen.“¹ Die von H. Ziebritzki formulierte Einsicht lässt sich kaum bestreiten: Jene „deutschsprachige zeitgenössische Lyrik, die religiös zu sein beansprucht, ist (...) praktisch nicht über den Status religiöser Gebrauchsliteratur im kirchlichen Binnenraum hinausgekommen“².

Viele Beiträge zur christlichen Lyrik sind katechetische Gebrauchskunst, verfasst für den Einsatz im kirchlichen Leben und darin auch bereits erschöpft. Solche Texte haben einen anderen ästhetischen Stellenwert als Werke der autonomen Kunst. In gelungenen Entwürfen wird jedoch durchaus ein ästhetischer Rang erreicht, der dann auch die kirchlichen Binnengrenzen sprengt. Zumindest einzelne derartige Texte finden sich etwa auf evangelischer Seite in den Werken von Rudolf Otto Wiemer, Albrecht Goes oder Dorothee Sölle. Kurt Marti³ und Eva Zeller⁴, die

1 J. H. Claussen, „Profane Offenbarungen“ – Anmerkungen eines Lyrik lesenden Theologen, in: P. Bahr u. a. (Hrsg.), *Protestantismus und Dichtung*. Gütersloh 2008, 11–30, hier: 13.

2 H. Ziebritzki, *Experimente mit dem Echolot. Zum Verhältnis von moderner Lyrik und Religion*, in: A.G. Leitner (Hrsg.): „Himmel und Hölle“. *Das Gedicht. Zeitschrift für Lyrik, Essay und Kritik* 9 (2001), 89–100, hier: 92.

3 K. Marti, *Du. Rühmungen*. Stuttgart 2008.

4 E. Zeller, *Hallelujah in Moll. Gedichte*. Oberhausen 2013.

beiden wohl wichtigsten Vertreter dieser Gattung, legen bis in die unmittelbare Gegenwart hinein lesenswerte Gedichtbände in dieser Tradition vor. Auf katholischer Seite lassen sich am ehesten Texte von Silja Walter und Drutmar Cremer nennen, beide nicht zufällig Ordensleute.

Die genannten Namen verweisen auf Stimmen von Dichter(innen), die nicht mehr leben oder sich im Urgroßelternalter befinden. Lange Zeit schien es, als erschöpfe sich die Tradition christlicher Lyrik mit dieser Generation.⁵ Umso bemerkenswerter ist es, dass sich in den letzten Jahren zwei Autoren etabliert haben, die unabhängig voneinander den Versuch einer Fortschreibung mystischer Poesie aus christlichem Geist vorlegen – und damit erstaunlich erfolgreich sind. Beide sind Pfarrer – der eine evangelisch, der andere katholisch; beide mit allen Wassern akademischer Theologie gewaschen; sprachsensibel, sprachbewusst, sprachmächtig. Ihr Werk, ihre Zugänge, ihr persönliches Profil soll hier vorgestellt werden.

Die Silbe „Gott“ leer zu halten um den Preis des Verstehens

Christian Lehnert (*1969) lebte und arbeitete seiner eigenen Benennung zufolge lange Zeit in einer „Doppelexistenz“ als Schriftsteller und als evangelischer Pfarrer in der Nähe von Dresden.⁶ Nach vier Jahren als Studienleiter an der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt in Wittenberg wurde er 2012 zum Geschäftsführer des liturgiewissenschaftlichen Instituts an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig ernannt, wo er seitdem arbeitet. Seine mehrfach preisgekrönten Gedichtbände – zuletzt ausgezeichnet mit dem Hölty-Preis für Lyrik der Stadt Hannover 2012 – sind geprägt von lyrischen Beerbungen und Umdeutungen von Religion.

Lehnert gehörte als Jugendlicher zu der Randgruppe der vom evangelischen Christentum geprägten DDR-Bürger(innen), obwohl er – zwar getauft – in einem religionsfernen Klima aufwuchs. Über die Sprache sei er als Jugendlicher zum Glauben gekommen, über den Sog der Bibel, über die Faszination einer ganz anderen Art, die Wirklichkeit zu deuten, so erzählt er im Gespräch.⁷ Den Plan, wie die Eltern Medizin zu studieren und Arzt zu werden, gibt er auf, wendet sich stattdessen der Theologie zu. Einen Teil seines Studiums verbrachte er in Jerusalem. Die Auseinandersetzung mit dem Judentum bestimmt von dort aus genauso eine Grunddimension seiner Gedichtbände wie das melancholisch-verzweifelte, ringende Suchen nach einem oft nur als abwesend erfahrenen Gott. In *Der gefesselte Sänger* (1997), *Der Augen Anfang* (2000), *Ich werde sehen, schweigen und hören* (2004), *Auf Moränen* (2008), *Aufkommender Atem* (2011) und *Windzüge* (2015)

5 Vgl. auch G. Langenhorst, *Im Zwiespalt von Spiritualität und poetischer Qualität? „Christliche Lyrik“ in den 90er Jahren*, in: *Theologie und Glaube* 86 (1996), 66–81.

6 C. Lehnert, *Choräle dichten? Ein Arbeitsjournal*, in: P. Bahr u.a. (Hrsg.), *Protestantismus und Dichtung*, 123–131, hier: 125 [s. Anm. 1].

7 Vgl. I. Scheidgen, *Das leere Gefäß*, in: *Publik-Forum* 23/2012, 49–52.

zeigen sich immer wieder Anspielungen wie die auf eine alptraumartig aufgerufene „Nacht eines Gottes, der nie war“⁸.

Der 2004 publizierte Gedichtband nimmt – neben dem fünfteiligen Karfreitagszyklus *passio*⁹ und drei Gedichten zu *Abraham*¹⁰ – eine Reihe von kontrafaktischen Neuverdichtungen zu den Melodien klassischer evangelischer Kirchenlieder auf, die nun allerdings ganz anders klingen. Aus *Du bist gegenwärtig* wird *Gott ist hier und nirgends*, wird „Luft, die alles füllet, / Leere ohne Namen“¹¹ Aus *Ein feste Burg ist unser Gott* wird *In dieser Kirche ohne Gott*¹². Lehnert ringt um die Möglichkeit von glaubwürdigen Choraltexten für unsere Zeit, „ohne Kompromisse, ohne Verbiegungen, ohne mich vereinnahmen zu lassen, voller Skepsis gegenüber der Sprache und voller Vertrauen in sie“¹³. Auch im Gedichtband *Auf Moränen* tauchen erneut solche Texte auf, unter dem Titel *Nur einen Augenblick noch* aber auch 24 Vigilien, die sich mit Person und Theologie des Paulus beschäftigen.

Auffällig ist, dass C. Lehnert sich in seinen frühen Bänden dem einfachen Gebrauch des Wortes „Gott“ verweigert. Gerade als Theologe kann er es sich nicht leicht „gönnen“: Er kreist um dieses Wort, vermeidet es, verbietet sich den schnellen Zugriff. „Ich sammle Wörter auf wie die Reste von Hausmüll“, heißt es in dem Gedicht *Das Tal*¹⁴. Unter solchen Wörtern befindet sich auch die Vokabel „Gott“, wie folgt etwa in einem Gedicht verwendet: „Hocke ich allein mit der Silbe / ‚Gott‘, zu nichts zu verwenden, / sie nur leer zu halten um den Preis / des Verstehens.“¹⁵ „Gott“, ein Wort ohne Bedeutung, zu nichts zu gebrauchen, aber zu schützen! Wie bei keinem seiner Generationsgenossen finden sich bei Lehnert so Texte des suchenden Ringens, der Verweigerung von Zugriff und Affirmation. „Redebrocken von Gott“ aus „Sprachnot“¹⁶ hat der Germanist Gerhard Kaiser sie genannt, Transformationen von mystischer Lyrik unter dem Vorzeichen negativer Theologie.

Zuspruch einer unbegründbaren Würde

Ein ganz eigener Ton bestimmt jene Gedichte, die Lehnert angesichts der Geburt und der ersten Lebensmonate seiner Tochter geschrieben hat. Der folgende Text stammt aus dem Zyklus *Angesicht zu Angesicht*, gewidmet „Estella, in ihrem ersten halben Jahr“¹⁷:

8 C. Lehnert, *Ich werde sehen, schweigen und hören. Gedichte*. Frankfurt a.M. 2004, 10.

9 Ebd., 53–62 [s. Anm. 8].

10 Ebd., 64–66 [s. Anm. 8].

11 Ebd., 48 [s. Anm. 8].

12 Ebd., 50 [s. Anm. 8].

13 Ders., *Choräle dichten?*, 127 [s. Anm. 6].

14 Ders., *Auf Moränen. Gedichte*. Frankfurt a.M. 2008, 107.

15 Ebd. [s. Anm. 14].

16 G. Kaiser, *Christliche Gedichte? Zur Lyrik Christian Lehnerts*, in: *GuL* 81 (2008), 87–98, hier: 87.

17 C. Lehnert, *Auf Moränen*, 114 [s. Anm. 14].

Selig, die etwas anfängt und nie zu Ende bringt,
die das Rad nicht kennt und keine Schrift,

die nichts vom aufrechten Gang weiß und mit vier
freien Händen nach dem Mond greift. Selig

die Wissende, die das Wasser vom Festland
nicht unterscheidet, die nichts erinnert als die Dauer

eines ruhigen Pulses, die Unaufhörlichkeit von Tag
und Nacht, die sie in meinen Augen sieht und

leichtsinnig glaubt. Selig, die ein Brummen beruhigt
in der Dunkelheit über dem hallenden Schmerz

im Leib. Selig, die von der Stimme in der sie
wochenlang schwamm, das Heimweh der Laute lernte.

Eine erstaunliche dichterische Variation auf die Seligpreisungen der Bergpredigt (Mt 5,3–12)! Angesichts des neuen menschlichen Lebewesens an seiner Seite wählt der Dichter dieses rhythmisch fließenden Textes einen ruhig pulsierenden Ton ehrfürchtigen Staunens. Wo Jesus die Marginalisierten, Verzweifelten und Trauernden selig preist, verschiebt Lehnert die Perspektive. Auch hier gilt sie jemandem, der anders ist als die Norm – aber dieses Anders-Sein wird gerade zum Anlass der Preisungen. Denn es handelt sich um einen Säugling, gerade erst geboren. Und dessen Anders-Sein ist „selig“ – nicht auf Leistung und Erfolg bezogen („nichts zu Ende bringt“); ohne Wissen um Bildungsgut und kulturelle Konventionen („Rad“, „Schrift“, „aufrechter Gang“). Stattdessen ist es unmittelbar in seinem buchstäblichen „Begreifen“, misst Zeit nach natürlichem, vom Vaterblick vorgegebenen Rhythmus; lässt sich von sanfter Stimme beruhigen; erinnert sich unbewusst an den im Mutterleib gehörten Klangpuls von Ruhe und Heimat.

So ist dieses Gedicht eine neue und deshalb den Blick verschiebende poetische Seligpreisung, die danach zurückfragt, was „selig“ eigentlich bedeutet, wie man diese Kernvokabel neutestamentlicher Botschaft auch außerhalb der üblichen theologischen Sprachspiele aussagen kann. Selig – was hieß es damals, wie kann man es heute verstehen? Nicht als „glücklich“, nicht als „im Jenseits kompensatorisch belohnt“, nicht als „bevorzugt“ – Negativabgrenzungen sind leicht. Wie aber lauten heute verständliche Übersetzungen? Von Lehnerts Text aus wird deutlich, dass „selig“ auch im neutestamentlichen Sinne eine andere Seinsform als die normale, konventionell vertraute, in unserem Alltag übliche beschreibt. Und diese verfügt – wie in den biblischen Originalen – über einen eigenen Wert,

eine eigene Schönheit, die sich gerade nicht funktional oder final auflösen lässt. „Selig“ ist ein unbedingt geltender Zuspruch von Würde und Segen, der keiner Begründung oder Vorbedingung bedarf. Und dieser Zuspruch wird gerade jenen zuteil, die ihn besonders benötigen, weil sie nichts haben, durch das sie sich nach den Maßstäben von Erfolg und irdischem Glück auszeichnen könnten. Darin liegt die von Jesus verkündete Umkehrung der Verhältnisse: Man kann und muss sich den Zuspruch nicht durch Erfüllung von Ansprüchen verdienen. Lehnerts Gedicht wird so zur theologischen Sprachschule.

Gott als Präposition

Wie ein geistliches Tagebuch liest sich der Gedichtband *Aufkommender Atem*. Ein Zyklus unter dem Gesamttitel *Trost* findet sich hier, einige Naturgedichte, v.a. aber mit Datum quer über das Jahr 2009 versehene Texte, in denen sehr genau Beobachtetes, Erlebtes und Gedachtes verdichtet wird. Dabei greift er überraschend auf alte Formen von Reim und Strophik zurück. So etwa¹⁸ bleibt der 07. September 2009 in Erinnerung:

Woran soll ich mich halten in der Fülle
aus Möglichem und des Geschehenen?
Was ich auch immer glaube, ist die Hülle
um etwas Unhaltbares – nie gesehen

und doch schon als Erinnerung erkannt?
Wie Feuer Seide frißt, wie eine Hand
ins Leere greift im Schlaf, ist stets ein Rest,
der sich nicht mitteilt – im Gebet, ein Fest?

Das hier beschworene Nicht-Greifbare, die Realität Übersteigende bestimmt den Hallraum der Verse, die nun immer wieder Gott auch direkt benennen können. Eine eigene Form mystischer Poesie entsteht so, nicht für katechetische Zwecke, sondern als Spiegelung einer gläubigen Existenz, die sich diese Lebensform immer wieder neu selbst bestätigen muss. Gott wird zwar benennbar, aber nur im Modus von Ortlosigkeit und Unbestimmbarkeit. Er entzieht sich der Begreifbarkeit: „Es ist Gottes Tun, das ich nicht fasse / und das mich birgt, das um mein Leben ringt“¹⁹, kann es in einem Gedicht heißen. „Gott sei in mir? Ein reines, leeres Feld, / das nichts behält?“²⁰ in einem anderen, das im Gestus des Fragens verbleibt.

18 Ders., *Aufkommender Atem. Gedichte*. Berlin 2011, 63.

19 Ebd., 23 [s. Anm. 18].

20 Ebd., 69 [s. Anm. 18].

Ein weiterer Text aus diesem Band verdeutlicht die unaufgebbare Notwendigkeit der Vokabel „Gott“ in diesem Prozess. „Sprechend spüre ich, daß mein Kopf ein Kokon ist. / Er birgt eine Larve, die ihre Gestalt sucht: / Ihretwegen gibt es die Präposition Gott.“²¹ Gott ist hier kein Nomen aus der Alltagsgrammatik, aber auch kein Tätigkeitswort, wie es einst K. Marti forderte, sondern eine Präposition – ein nicht flektierbares Verhältniswort, das nur im Zusammenhang mit Nomen bedeutungstragend werden kann, der etwa kausale oder modale Beziehungen stiftet. Ein kühner Gedanke: Nur dank der Präposition „Gott“ kann aus der im Kopf geborgenen Larve eine Gestalt werden, ein Schmetterling. Lehnert versucht nicht mehr oder nicht weniger als eine „Resakralisierung der Poesie“²², so der Literaturkritiker Michael Braun in einer Besprechung des Bandes in der NZZ. Lehnerts mystische, vom Christentum gesättigte Texte bleiben rätselhaft, verweisend, mehrdeutig. Das ist ganz anders bei dem zweiten hier vorgestellten Autor.

Aufbruch in der Jesus-Nachfolge

Der Lebenslauf des elf Jahre älteren Andreas Knapp (*1958) ist ungewöhnlich: Alles lief auf eine glänzende katholische Karriere hinaus: Theologiestudium in Freiburg i.Br. und Rom, Priesterweihe, Promotion, Tätigkeiten als Studentenpfarrer, als Regens des Freiburger Priesterseminars. Doch dann der Bruch, der bei genauem Hinsehen keiner war, sondern sich untergründig angedeutet hatte. Knapp wendete sich ab von dem vorgespurten Weg in die kirchliche Hierarchie und schloß sich den *Kleinen Brüdern vom Evangelium* an, einer nur wenig verbreiteten geistlichen Gemeinschaft, die sich dem spirituellen Erbe Charles de Foucaulds (1858–1916) verpflichtet weiß. Mehrere Jahre lang verbrachte er als Armer unter Armen in Frankreich und Bolivien. Seit einiger Zeit lebt er in Leipzig, geht dem Brotberuf eines Fabrikarbeiters nach, zugleich ein Priester und Poet, ein Pfarrer und Schriftsteller, ein Arbeiter mit Hand, Stift und Seele.

Auch wenn Andreas Knapp einen historischen Roman sowie mehrere geistliche Prosatexte schrieb – bedeutsam in künstlerischer Hinsicht ist auch er v.a. als Dichter. Seine Texte zählen zu den am weitesten verbreiteten und sprachlich eindrucksvollsten Beispielen spiritueller Poesie unserer Zeit. Im Echter Verlag sind seit mehr als zehn Jahren mehrere Gedichtbände erschienen, zum größten Teil in immer wieder neuen Auflagen: *Weiter als der Horizont. Gedichte über alles hinaus* (2002); *Brennender als Feuer. Geistliche Gedichte* (2004); *Tiefer als das Meer. Gedichte zum Glauben* (2005); *Gedichte auf Leben und Tod* (2008); *Höher als der Himmel. Göttliche Gedichte* (2010) sowie aktuell *Heller als das Licht. Biblische Gedichte* (2014).

21 Ebd., 88 [s. Anm. 18].

22 M. Braun, *Sakralisierung der Poesie. Neue Gedichte von Christian Lehnert*, in: NZZ 12.11.2011.

Anders als bei Lehnert: Knapps Gedichte sind unmittelbare geistliche Lyrik, immer wieder zentral bezogen auf die Bibel oder das Kirchenjahr, auf Heilige wie Franz von Assisi oder auf religiöses Brauchtum. Die Bände bestehen aus Meditationen oder geistlichen Reflexionen, Gedankenpoesie oder lyrischen Gebeten. All das setzt einen religiösen Kosmos voraus und zielt in eine religiös gedeutete Welt hinein. Die Rezeption dieser Bände erfolgt so v.a. im binnenkirchlichen, noch präziser im katholischen Milieu. Dort freilich erfreuen sich die Texte des Priesterpoeten großer Beliebtheit. Kein(e) andere(r) deutschsprachige(r) Autor(in) der Gegenwart wird im Bereich der spirituellen Poesie so viel gelesen wie Knapp.

Und das völlig zu Recht. Andreas Knapp weiß, was Sprache heute kann und darf. Er fällt nicht zurück in inhaltliche oder formale Vorgaben der klassischen christlichen Literatur der 1950er Jahre, die damals ihre Stimmigkeit und Passgenauigkeit hatten, heute aber fragwürdig, anbiedernd und klischeehaft wirken müssten. Keine Zuflucht zu einer kirchlichen Bestätigungsdichtung oder Rückkehr zu weitgehend verbrauchten lyrischen Stilmitteln wie Reim, Strophik, stereotypen Bildworten ist bei ihm zu finden. Knapp ist beides: ein Sprach- und ein Gottsucher, der sucht und bereits gefunden hat – sowohl eine Sprache, denn seine Gedichte sind in einem nun schon klar erkennbaren „Knapp-Ton“ gehalten, als auch den Glauben, denn seine Texte verbleiben nicht in Zweifel und Unbestimmtheit: sie wagen Affirmation und Bestätigung.

M. Wolfers nennt diese Gedichte „ausgespannt zwischen Leben und Tod, Einsamkeit und Passion, Gewissheit und Verheißung“²³ – in diesen Spannungsbögen entfalten sie ihre Kraft. Sie zeigen aber gerade, dass auch ein in Sprache und Glauben Versierter immer ein Suchender und Sich-Weiter-Entwickelnder bleibt. Das zeichnet A. Knapps Lyrik innerhalb der Landschaft gegenwärtiger spiritueller Poesie aus. Karge Sprachbilder trifft man hier, die gerade so überzeugen und strahlen. Vorsichtig angetippte Gedankenverse lassen sich entdecken, die Assoziationen aufrufen und sich in den Lesenden selbst entfalten müssen. Hoffnungstexte findet man, die ihre Botschaft nicht oktroyieren, sondern freisetzen.

Weiter als der Horizont

Ein Teil der Gedichte des ersten Bandes *Weiter als der Horizont* (2002) meditiert die Grunderzählungen des Buches Genesis. Der folgende Text wendet sich dem Urvater der drei monotheistischen Religionen zu²⁴:

23 A. Knapp, *Weiter als der Horizont. Gedichte über alles hinaus*. Würzburg 2002, 69.

24 Ebd., 18 [s. Anm. 23].

Abraham

stammvater
aus ur-zeiten

utopisches wetterleuchten im blut
sehnsuchtskompass gottweh

zähle die glühenden sandkörner
am nachthimmel

steck einen stern auf deinen wanderstecken
deine kindheit liegt dir erst noch voraus

nur im verlassen alles vertrauten
findest du heim

Die durchgängige Kleinschreibung unterstreicht den poetischen Charakter des Textes. Im Gefolge der jüdischen Lyrikerin N. Sachs wird Abraham in diesen wenigen Doppelzeilen charakterisiert als ein Urmodell religiöser Existenz. Religion heißt Aufbruch, einem inneren Kompass folgen, eine Heimat dort finden, wohin man unterwegs ist, getrieben von einem „gottweh“. Abraham, der aufbricht aus dem Lande Ur, wird gerade darin zu einem Stammvater. Der Blick des Gedichtes fällt auf diesen Moment des Aufbruchs: Getrieben von der inneren göttlichen Stimme, begabt mit einer utopischen Vision, im Blick auf die Sterne des Himmels macht sich Abraham auf den Weg ins Ungewisse. Geschickt bündelt Knapp zentrale Bildelemente, die den korrespondierenden biblischen Erzählkranz (Gen 12–25) motivisch strukturieren. Das eigentliche Leben, die „Kindheit“ liegt erst noch vor dem bereits Erwachsenen, erst in der neuen Heimat, dem „gelobten Land“ wird das erträumt-geschaute Leben beginnen. Lesende können hier dem biblischen Abraham anders, neu, poetisch verdichtet begegnen, sie können aber auch sich selbst in diesem Urmodell religiöser Existenz entdecken.

Gott – Unwort der Jahrtausende

Im Gedichtband *Tiefer als das Meer* (2005) meditiert Knapp Wort für Wort, Begriff für Begriff das große Glaubensbekenntnis, das *Credo*. Von „ich“ über „glauben“ spannt sich der Bogen bis zu „die auferstehung der Toten“ und „amen“. Wie folgt lautet der Text zu „Ich glaube an Gott“²⁵ mit dem einfachen Titel *Gott*:

25 Ders., *Tiefer als das Meer. Gedichte zum Glauben*. Würzburg 2005, 10.

Unwort der Jahrtausende
blutbesudelt und missbraucht
und darum endlich zu löschen
aus dem Vokabular der Menschheit

Redeverbot von Gott
Getilgt werde sein Name
die Erinnerung an ihn vergehe
wie auf Erden so im Himmel

wenn unsre Sprache aber
dann ganz gottlos ist
in welchem Wort
wird unser Heimweh wohnen

wem schreien wir noch
den Weltschmerz entgegen
und wen loben wir
für das Licht

Vor uns liegt formal wie inhaltlich ein anderer Texttyp, weniger poetisch verdichtet, auf durchgängige Kleinschreibung verzichtend, strukturiert in Versgruppen. In einer satirischen Transformation des *Vater Unser* beschreibt die zweite Strophe den Prozess des Verschwindens nicht nur des Wortes „Gott“, sondern auch der Dimension, für die es steht. Die beiden letzten Strophen gehen über die von Dichter(inne)n des 20. Jhs. wie G. Benn, H. Böll oder G. Eich formulierte Forderung eines bewussten Verzichts auf dieses Wort hinaus. Was, wenn deren Forderung, das missbrauchte Wort „Gott“ für eine Weile „aus dem Verkehr“ zu ziehen, wirklich in unserer Gegenwart dazu geführt hätte, dass das Wort und seine Bedeutung „getilgt“ wurden? Die Vision kehrt sich um: eine gottlose Sprache, eine gottlose Welt – wohin wendet sich dort ein Heimweh, das nicht einfach innerweltlich befriedigt werden kann? Wohin richten sich Klage und Lob? Das Gedicht beschwört so implizit die Notwendigkeit, nach aller Religions- und Institutionskritik, nach aller Gotteskritik, Wort und Dimension Gottes neu und anders lebendig werden zu lassen. Knapp „gönnt sich das Wort Gott“, weil Leben und Sprache sonst verdorren.

Jesus – mit einem Wort gesagt

Aus dem gleichen Gedichtband stammt folgender Text, der den Blick darauf wendet, dass dieses Wort Gott christlichem Verständnis zufolge im Blick auf Jesus noch einmal eine grundlegend neue Dimension gewinnt:

Jesus Christus

nicht neunundneunzig namen
die den unaussprechlichen
doch nicht benennen
in diesem namen aber
Du selbst bist es

nicht tausend götterbilder
die den unsichtbaren
doch nicht zeigen
in diesem menschen aber
Dein gesicht

nicht in alltagsfernen tempeln
die der unfassbare
doch nicht bewohnt
in diesem leib und leben aber
ist Dein geheimnis wie daheim

nicht formeln und begriffe
die dem unbegreiflichen sich
doch nicht nähern
mit diesen händen aber
berührst Du Deine welt

nicht viele fromme reden
die den unsagbaren
doch nicht verkünden
in dem mann aus galiläa aber
bist Du mit einem wort gesagt²⁶

Fünf Versgruppen à fünf Zeilen sind da zu finden, ungereimt, zur Andeutung lyrischer Spachlogik hier erneut in Kleinschreibung gehalten, die nur im direkten Verweis auf Gottes Du im Sinne der Heraushebung zur Großschreibung greifen. Gott bleibt in aller Möglichkeit der Annäherung der Andere, uns eher unähnlich als ähnlich, von Versgruppe zu Versgruppe ausbuchstabiert: „unaussprechlich“, „unsichtbar“, „unfassbar“, „unbegreiflich“, „unsagbar“. Alle Versuche ihn zu

26 Ebd., 19 [s. Anm. 25]. Zur pädagogischen Bedeutung dieses Gedichtes vgl. G. Langenhorst, *Kinder brauchen Religion. Orientierung für Erziehung und Bildung*. Freiburg i.Br. 2014, 92–114.

fassen, kommen nicht an ihr Ziel: sei es in den 99 schönen Namen Gottes, einer v.a. im Islam beheimateten ästhetisch-spirituellen Tradition; sei es in Bildern, Tempeln, Formeln und Begriffen oder frommen Reden. Doch diese *via negativa*, diese Annäherung an Gott durch die Aufzählung all der vielen Unähnlichkeiten zwischen Gott und Mensch, wird an einem signifikanten Punkt durchbrochen. Nur an einem Punkt wird seine Gestalt, sein Wesen, sein Du im Sinne einer *via positiva* deutlich: in Jesus. In „diesem Namen“ lässt sich Gott benennen; in „diesem Menschen“ zeigt sich sein Gesicht; in „diesem Leib und Leben“ lüftet sich Gottes Geheimnis; mit „diesen Händen“ berührt er die Welt; im „Mann aus Galiläa“ ist Gottes Wort konkret fassbar. In Knapps Text findet sich so auf ganz eigene Weise poetisch verdichtet, was das Wort aus dem Johannesevangelium heißt: „Wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat“ (Joh 12,45).

In dem 2010 erschienenen Gedichtband *Höher als der Himmel* – Untertitel *Göttliche Gedichte* – findet sich neben anderen Textzyklen eine fünfzehnteilige Meditation über die Stationen des Kreuzwegs. Wie folgt lautet der Text²⁷ zur letzten Station:

und kein Ende
noch einmal
wird er angeklagt
und in abwesenheit
für schuldig befunden
wegen störung der grabesruhe
nichtbeachtung der friedhofsordnung
was tot ist
hat zu schweigen
wie ein grab
er aber ist
vom tode ungehalten
anarchist des lebens
ein unruhestifter
über alle tode hinaus

Dieses Gedicht schaut auf Jesus aus heutiger Zeit. Nicht das (Wieder-)Erscheinen des Lebenden steht dabei im Zentrum, sondern die Frage nach dem Weiterwirken des Gestorbenen. Ein weiteres Mal wird Jesus heute verurteilt, wenn auch in Abwesenheit – dieses Mal aber nicht aufgrund seiner Botschaft und seines Auftretens, sondern deshalb, weil er sich nicht an die Regeln hält, die gemeinhin für

27 A. Knapp, *Höher als der Himmel. Göttliche Gedichte*. Würzburg 2010, 75.

Verstorbene gelten: „was tot ist / hat zu schweigen“. „Störung der Grabesruhe“ moniert nun die Anklageschrift, „Missachtung der Friedhofsordnung“. Das Besondere an Jesus Christus liegt aber genau darin, diese menschlichen Ordnungen zu sprengen. Jesus ist ein Gräuel für alle Ordnungsfanatiker(innen): ein „Anarchist des Lebens“, ein nie zu bändigender „Unruhestifter“. Der Kreuzweg Jesu führt letztlich nicht zu Resignation und Anpassung, sondern zur Aufsprengung aller Erwartungen und Grenzen.

Ausblick

Christian Lehnert und Andreas Knapp verdeutlichen auf ihre je ganz eigene Art exemplarisch, wie sehr sich der literarische Umgang mit Religion in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur verändert hat. Tatsächlich zeigt sich bei ihnen eine neue Zuwendung zu mystischer Poesie, die in jeweils klar benennbaren Kreisen große Aufmerksamkeit findet.

Damit haben sie ihren ganz spezifischen Anteil an einer breiten Bewegung in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Auf ganz unterschiedlichen Ebenen, in vielfältigen Tonlagen, auf einer vielfarbigem Palette von literarischen und religiösen Zugängen nähern sich Schriftsteller(innen) unserer Zeit an Konfession, religiös geprägte Lebenswelten und an die Gottesfrage an.²⁸ Im Gegensatz zum „neuen Atheismus“ markiert dieser *religious turn* Variationen einer neuen Offenheit, deren Bedeutung religionssoziologisch, ästhetisch, theologisch und religionspädagogisch erst in Ansätzen erfasst und reflektiert wurde. Die Wahrnehmung dieses Phänomens, seine Deutung und seine systematische Reflexion bleiben spannende Aufgaben.

²⁸ Vgl. ausführlich: G. Langenhorst, „*Ich gönne mir das Wort Gott*“. *Annäherungen an Gott in der Gegenwartsliteratur*. Völlig überarbeitete Neuauflage. Freiburg i.Br. 2014.



Lesetipp der Redaktion

aus dem Online-Archiv:
www.geistundleben.de

Kurt Remele,
In Memoriam Thomas Merton. Gespräch
mit Brother Patrick Hart OCSO, in: GuL 60
(1987), 148–152.